

**Rede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde
an der Viadrina in Frankfurt/Oder am 4. November 2014
Friedrich Schorlemmer**

Lieber Adam,

es ist nicht ganz leicht auszuhalten, aber: gut tut's!
Wir kennen uns lange, Du hast mich gut verstanden.
Über den einen kritischen Punkt reden wir nachher.
Schön zu sehen, in welcher tieferen Ebene wir miteinander auf einer so schönen
Weise freundschaftlich-anregend verbunden sind. Was ich nicht so viel habe
wie Du, das ist Humor. Aber Polen haben ohnehin einen ganz eigenen Hu-
mor.

Verehrter Präsident Pleuger,
sehr geehrter Herr Professor Weber,
liebe, verehrte Freunde Egon Bahr und Hans-Otto Bräutigam,
liebe Irene Otto und Professor Göring,
liebe Freunde, Wegbereiter, - auch meine nicht so kleine Familie ist zu
großen Teilen hier, das ist wunderbar -
liebe polnische Nachbarn, Studenten und Interessenten...

Dass Sie mir die Ehrendoktorwürde am 4.11.2014, genau 25 Jahre nach der
großen Demonstration auf dem Alexanderplatz, verleihen, passt gut.
Es freut mich einfach. Und das hier, in der Doppelstadt, der Brückenstadt
Frankfurt/Slubice.

Ich möchte Ihnen kurz drei biografisch aufgeladene Gedankenkreise vortra-
gen, die mit Tag, Ort und Anlass verbunden sind.

**Der 4. November: ein Tag der Freiheit - Gute Nachbarschaft mit Po-
len - Völkerverbindende Kultur -**

Der 4. November wurde einer der Schlüsseltage für den friedlich verlaufen-
den Umbruch in der DDR, diese große "friedliche Oktoberrevolution". Dass
das schließlich so lief, verdanken wir nicht zuletzt dem anhaltenden Frei-
heitswillen und Freiheitsmut unserer polnischen Nachbarn. Sie lieferten uns
die "Blaupause" für unseren konsequenten und friedlichen Weg aus der Um-
klammerung der kommunistischen Herrschaft und ihrer ML.- Ideologie.

Der 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz gehört zu den langfristig
denk-würdigsten, würdigsten, Würde stiftenden Tagen meines Lebens.
Bis heute streift die Erinnerung an diesen Tag etwas Unwirkliches.
Als seien Hoffnung und Fantasie und Zuversicht von irgendwo fernab zu uns
herniedergestiegen:
Seht her, es gibt uns, aber nur, weil es euch gibt.

Wir – das waren schier Unzählige auf und rund um den Berliner Alexanderplatz, vereint bei der größten Massenkundgebung in der Geschichte der DDR, ein gewaltiges gewaltlos agierendes Forum für Meinungs- und Pressefreiheit.

Von heute aus, im Rückblick, will einem scheinen, dass ein System erst an den äußersten Schmerz seiner Existenz kommen muss, dass derart viel Freiheit und Atemschwung geschehen und genossen werden kann.

Das Theatralische im besten Sinne des Wortes prägte diesen 4. November: Wir machen allen vor, was es heißt, sich nicht länger etwas vormachen zu lassen und auch sich selbst nichts mehr vorzumachen.

An diesem Novembertag einer depressiv knirschenden, stier in die eigenen glanzlosen Propagandaplakate blickenden DDR, der keine Droge aus krähen-lauter Selbsttäuschung mehr aufhalf, zeigte Politik ihre im Kampf der Egoisten so oft verschüttete Impulskraft für eine erhebende Gemeinsamkeit.

Wir machten den Mund auf und trainierten heiter, geistvoll, mit vernünftigem Zorn die Mündigkeit. Wir nahmen kein Zeitungsblatt mehr vor den Mund, sie sanken kapitulierend herab, diese Blätter, die die Nacktheit des Staates verhüllen sollten, Feigenblätter statt Zeitungen, die doch stets die blödeste Entblößung des Systems bildeten.

Besagte Unwirklichkeit, die jenem 4. November anhaftet, kommt aus der Natur aller Sternstunden: Sie sind plötzliche, blitzschöne Einsprengsel in den geschichtlichen Abläufen und in den energiedimmenden Grundregelwerken des politischen Geschäfts.

Was auf dem Alexanderplatz möglich wurde, war bestens vorbereitet und verlor doch in keiner Sekunde den Charakter des beglückend Unvorhersehbaren, des leicht Erhobenen, des geistreich Phantasievollen.

Das Wunder vollzog sich nach kurz verabredetem Plan und blieb doch Wunder. Wir wussten, was zu geschehen hatte in jenen aufregenden Stunden und wussten trotzdem nicht, wie uns geschah. Zunächst eine ungeheure Anspannung, die sich in Lachen und Auslachen entlud angesichts der witzig-scharfsinnigen, erstmals eigenhändig hergestellten Plakate und selber erdachten Parolen.

- **Meint ihr es ehrlich mit der Wende, muss die Macht in andere Hände**
- **Dieser Regierung kein neues Volk, sondern diesem Volk eine neue Regierung**
- **Wir brauchen Phantasie wie nie**

Kein Herunterreißen der auch eingeladenen SED-Spitzenfunktionäre, aber ein lautstarkes Herunterpfeifen.

Alle waren freiwillig gekommen, hörten genau zu, spürten sofort den Hintersinn auf und gaben spontanen Beifall.

Alles hatte plötzlich Unmittelbarkeit, gewürzt mit Spontaneität. Nichts vorher disziplinierend Eingebühtes mehr.

Ja, wir kamen zu uns selbst, in diesem Moment, auf dem Alex und im DDR-Fernsehen.

Sensation: life. Keine Zeitversetzte Sendung mehr. Und das unter Krenz, von Egon Krenz veranlasst! Wer hätte ausgerechnet ihm das zugetraut?

Heute schaue ich misstrauisch zurück: Wollte er so die DDR und die in ihr festgeschriebenen Machtverhältnisse dadurch retten, dass sich die SED an die Spitze der Bewegung stellte? Das versammelte Volk entschied anders.

Beifall wurde zur unüberhörbaren politischen Kraft. Und der freie Gedanke derer, die bislang schon der Emanzipation von den Wahrheits- und Machtanmaßungen ihr Wort gegeben hatten, setzte sich unüberhörbar durch. Pfiffe, Lachen, Auslachen, Klatschen, Knurren wurden zum politischen Barometer des „Volkswillens“

Mein so anregend-guter Freund Friedrich Dieckmann schrieb in seinem Buch „Deutsche Daten“ über meine mit „Solidarität und Toleranz“ überschriebene kleine Rede: ... *es stimmt alles noch heute, sogar sein Hinweis:*

„Seien wir tolerant und gerecht gegenüber den alten und neuen politischen Konkurrenten, auch einer sich wandelnden SED! ...Wir werden noch durch ein Tal hindurchgehen, wir werden uns nicht durch besonderen Wohlstand auszeichnen können, aber vielleicht durch mehr Freundlichkeit und Wärme.“ Dies vielleicht war eine Mahnung.

(Friedrich Dieckmann, Deutsche Daten oder Der lange Weg zum Frieden, Göttingen 2009, S. 126 f.)

Gute Nachbarschaft mit Polen

Polen hielten meist nicht viel von der DDR und blickten nicht selten, wenn sie nach Deutschland schauten, über uns Ostdeutsche weit hinweg.

Zu tief war all das gegangen, was sie an antipolnischen Ressentiments, auch an Polenverachtung, in den Jahren seit 1970 hatten erleben müssen, sowohl offiziös als auch von den Deutschen, die sich wieder den Polen gegenüber überlegen fühlten. (Ich hatte mich auf unserer Magdeburger Synode öffentlich sehr wütend und doch sehr klar dagegen ausgesprochen und 1981 einen Protestbrief an das ND geschickt .Wir haben Lebensmittelpakete geschickt, wir, die wir so lange Westpakete bekommen hatten!)

Meine Tochter und ich erlebten im Juni 89 live mit, wie ein 40 Jahre kommunistisch beherrschtes Parlament sich in ein demokratisches zu verwandeln begann.

Die Solidarność hatte ja Anfang Juni einen erdrutschartigen Sieg errungen. Aber in dieser Bewegung waren – wie dann später in der DDR auch – ganz unterschiedliche Gruppierungen, Denkweisen und Interessen vereint. Der gemeinsame Nenner war mehr das gemeinsame *Wogegen*, weniger ein gemeinsames *Wofür*.

Aber wir waren doch davon fasziniert, wie dieser grundlegend politische Übergang in Polen zivilisiert verlief. Nicht vergessen haben wir, dass es die Polen waren, die diese wunderbare politische Innovation „Runder Tisch“ im Februar 1989 erfunden hatten. Damals ahnte ich noch nicht, dass dieses Möbelstück für uns in der DDR nur ein Vierteljahr später so große politische Bedeutung für den Übergang in die Demokratie erlangen würde und Umbruch und Machtwechsel unblutig bleiben ließ.

Nicht zuletzt unsere mehrmaligen Besuche in Polen mit der ganzen Familie, aber insbesondere jener Besuch im Juni 1989, hat dazu geführt, dass meine Tochter Uta Polonistik studiert hat, dann auch in Krakau ein Studiensemester verbrachte, um dann später über polnische Regisseure wie Krystian Lupa zu promovieren und über Tadeusz Kantor zu forschen und zu schreiben. Bei jedem der Besuche war es geradezu unvermeidlich auch eine der Gedenkstätten zu besuchen, die von den Schrecknissen der deutschen Besatzung Zeugnis geben. Mich beeindruckte der Mut zur Ehrlichkeit, den die Polen gegenüber sich selbst damals aufgebracht haben, z.B. in den in den "Briefen an Frau Z." von K. Brandys 1957.

Entlarvende, erheiternde, erhellende Kassiber in Zeiten der Zensur sind uns seit 50 Jahren die **Aphorismen des Stanislav J. Leč'** - so ermutigend das Lachen und das (Selbst)Erkenntnis Provozierende. Abgeschrieben mit fünf Durchschlägen auf der Schreibmaschine.

**Nun bist du mit dem Kopf durch die Wand.
Und was wirst du in der Nachbarzelle tun?**

Es ist schwer erkennbar, wer freiwillig mit dem Strom schwimmt.

Philosophen! Hütet euch, den Stein der Weisen zu finden. Man wird ihn euch um den Hals hängen.

Man erkennt am Rückgrat, welcher Epoche ein Mensch angehört.

Wer eine Tragödie überlebt hat, ist nicht ihr Held gewesen.

Vor allem ihr Gradlinigen, gebt Acht in den Kurven.

"Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Aber wie gelangen wir zu den Tätigkeitsworten?

Andere brauchen 25 Seiten für das, was Lec in einem einzigen Satz sagt.

Wo gegen die Freiheit des Gedankens von den Herrschenden dicht gemacht wird, entsteht verdichtende Literatur, die Lust am Löcken gegen den Stachel.

Und dann war es der Erzähler, Lyriker und Dramatiker **Tadeusz Różewicz**, dessen Bücher in der DDR übersetzt, gedruckt und dessen Stücke im Theater gespielt wurden.

Różewicz drückte auf eine trefflich satirische, nicht aber zynische Weise aus, wie schwer es ist, bei einem „Ausflug ins Museum“ das angemessen zur Sprache zu bringen, was in KZs und in den Folterkellern der SS angerichtet worden war - in deutschem Namen, in deutscher Sprache, von Deutschen. Besonders nachhaltig beeindruckten mich seine Gedichte "Wie gut" oder "Erzählung von alten Frauen", die ich dann 1972 selber in Lublin auf dem Markt „wiedertraf“.

(Dr. Uta Schorlemmer liest den Text auf Polnisch)

Wie gut

Wie gut Ich kann
Beeren pflücken im Wald
ich dachte
Wald gibt es keinen und keine Beeren.

Wie gut
 Ich kann ausruhen
im Schatten des Baumes
ich dachte Bäume
geben nie wieder Schatten.

Wie gut Ich bin bei dir
da schlägt mein Herz
und ich dachte der Mensch
hat kein Herz mehr.

Ich erinnere mich genau mit Scham und Wut an die Jahre 1980/81, als die SED-Propaganda antipolnische Ressentiments geschickt gegen Solidarność zu nutzen wusste. Honecker höhnte bei einem Japanbesuch: »Weiterhin antwortete ich (Honecker), dass meiner Auffassung nach kein Land, will es Erfolg haben, ohne Arbeit leben könne.« Diese Feststellung hätte - laut ND - sofort die Zustimmung der dort anwesenden Journalisten gefunden.

Hier konnte die SED einmal davon ausgehen, dass sie mit der Mehrheit der Ostdeutschen übereinstimmte, in dieser heimtückischen Art über Polen zu reden.

Da ich, seit freies Reisen nach Polen möglich geworden war, also seit 1972 oft in Polen war, die Polen schätzen - und ihre Literatur lieben lernte, hat mich das Ganze sehr aufgewühlt. Deshalb schrieb ich am 8. Oktober 1981 einen langen Leserbrief an das *Neue Deutschland*, wissend, dass so ein Brief an die Staatssicherheit weitergeleitet wurde. Ich bekam Antwort. Jeder Satz ein Knüppel.

Das alles ist vor nunmehr 33 Jahren geschehen. Wir können uns glücklich schätzen, dass es anders, das so vieles neu geworden ist. Aber Freundschaft braucht beständige Pflege. Vorurteile lauern dauernd, stets lange überwinternd.

Polen hatten wir all die Jahre als ein Land relativer Freiheit erlebt. Polen war uns in Sachen Kunst weit voraus, auch in der Plakatkunst.

Dort konnten wir uns auch mit westdeutschen Jugend- und Studentengruppen treffen, miteinander leben und über unsere gemeinsame deutsche Geschichte in Seminaren auf den Zeltplätzen nachdenken.

Die Polen haben erstaunlicherweise viel Toleranz und Versöhnungsbereitschaft zu uns, mit uns, immer wieder.

Ich profitierte und ich profitiere wieder und wieder vom Scharfsinn St. J. Lec. „Sklaven sind Mitbegründer der Tyrannei.“ – „Man unterscheidet zwei Arten von Teufeln: degradierte Engel und beförderte Menschen.“

Im November 2010 traf sich der Willy-Brandt-Kreis im Brandt- und Grasshaus in Lübeck, um an den Kniefall von Willy Brandt bei dessen historischem Polenbesuch mit Unterzeichnung des Warschauer Vertrages am 7.12.1970 zu erinnern. Ich durfte als Vorsitzender das eindrückliche Gespräch vor einigen hundert Lübeckern mit den beiden so klugen wie für die Entspannung so wichtigen Zeitzeugen Egon Bahr und Günter Grass leiten.

Noch nach 40 Jahren bekamen einige – auch ich – einen Rückenschauer beim Einspielen der damaligen Rede Brandts an die Deutschen:

Er hatte gesagt: „Ich bin mir bewusst, dies ist eine schwere Reise. Für eine friedliche Zukunft wird sie von Bedeutung sein. Der Warschauer Vertrag soll einen Schlusstrich setzen unter Leiden und Opfer der Vergangenheit. Es soll eine Brücke schlagen zwischen den beiden Staaten und den beiden Völkern.... Wir sind mündig geworden. Es geht um den Beweis unserer Reife und um den Mut, die Wirklichkeit zu erkennen.“

Wie gut, dass wir nun so weit gekommen sind. Ein deutsch-polnisches Jugendwerk in größerem Stil steht freilich noch aus. Die Feindschaft soll nie wieder Boden gewinnen und die Freundschaft möge wachsen.

Völkerverbindende Kultur

Kultur ist keine freiwillige, sie ist eine notwendige Aufgabe des Gemeinwens. Und kulturelle Beziehungen zwischen Völkern sind Beziehungen der Friedensförderung.

Da Kunst nichts anderem verpflichtet ist als der Wahrhaftigkeit und Wahrheit, dem der Menschlichkeit Förderlichen und der Schönheit.

Wenn uns nichts Menschliches ist uns fremd, dann wird Kunst auch den Mut haben und haben müssen, das Abgründige zur Sprache zu bringen.

Kultur gibt Halt. Sie zivilisiert unsere Konflikte. Sie lässt in Abgründe sehen und Hoffnungen erwachen, schenkt Identität über zeitliche und räumliche Distanzen hinweg.

Große Kultur hat es an sich, dass sie einerseits nationale Identität stiften hilft und dass sie andererseits so grenzüberschreitend wie humanisierend wirkt.

Dass die Welt zum Verzweifeln ist und dass Einzelnen auf dieser Welt nicht zu helfen ist, ist so unbestreitbar wie der Mut zum Widerständigen auch in der Kunst unabdingbar ist. 1972 schreibt Christa Wolf:

"Der Autor, den wir meinen, ist tief beunruhigt über die Zukunft der Menschheit, weil sie ihm sympathisch ist. Er liebt es, auf der Welt zu sein, und er liebt die vielen Formen, in denen menschliches Leben sich zeigt. Er ist nüchtern und optimistisch, sonst würde er zu schreiben aufhören. Sein Optimismus kann wie Ernst und wie Zorn aussehen, aber nicht wie Gleichgültigkeit. Nur dann kann er, wie er weiß, hin und wieder den Anspruch erheben, ‚ich‘ zu sagen. So dass ‚schreiben‘ nur ein Vorgang in einem verwickelteren Prozess ist, für den wir das schöne, einfache Wort ‚Leben‘ haben.

Bescheidenheit ist angebracht. Was soll unser Autor sich wünschen? Genies sind selten, er wird seine Chance, zu überdauern, nicht übertreiben. Die Radikalität seiner Fragestellung wird Bedeutung haben und sein produktives Verhältnis zu seiner Zeit. Die Intensität seiner Lebenslust.

Übrigens braucht er - so stark wie den himmelstürmenden Vorsatz, bis zum Äußersten zu gehen - die stillschweigende Übereinkunft mit sich selbst, dass vielleicht auch das Unäußerste, das ihm eben erreichbar ist: er selbst, der mit seiner unverwechselbaren Stimme spricht, irgendeinem Menschen nötig sein mag." (in: Christa Wolf, Aufsätze und Betrachtungen, Lesen und Schreiben, Aufbau-Verlag 1972, S. 219 f.)

Kleist stellt das antik-klassische Ideal in Frage, wonach Kunst eine humanisierende Identität und Autonomie fördernde Kraft habe.

Christa Wolf hat in ihrer Erzählung "Kein Ort, Nirgends" (1979) Bettine von Arnim und Kleist ein berührendes Denkmal gesetzt. Sie reflektiert dessen Schreckensvision:

"Kleist hat die Vision eines Zeitalters, das sich auf Gerede gründet anstatt auf Taten. Die Landschaft versinkt ihm, nüchternes Licht. Und da sitzen wir immer noch und handeln mit den Parolen des vergangenen Jahrhunderts,

*spitzfindig und gegen unsre stärkere Müdigkeit ankämpfend, und wissen:
Das ist es nicht, wofür wir leben und worum wir sterben könnten. Unser Blut
wird vergossen werden, und man wird uns nicht mitteilen, wofür.
Eine Wildheit in Kleist, die ihn erschreckt und freut.“*
(in: Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht, Aufbau-Verlag, S. 157 f.)

Wir brauchen "Einbildung", also motivierende, erwärmende, bestärkende Zukunftsvorstellung gegen grassierende Gleichgültigkeit und müssen in Widersprüchen leben, die nicht mehr produktiv sind.

Christa Wolf stammt aus Landsberg an der Warthe/ Gorzów Wielkopolski in der ehemaligen preußischen Provinz und hat in „Kindheitsmuster“ auch die schwierige deutsch-polnische Geschichte eindrücklich reflektiert.

Wir tun uns auf Zukunft hin einfach Gutes, wenn wir die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen weiterentwickeln, vertiefen und auf eine neue breitere Basis stellen.

Ich weiß, ich weiß. Deutsch ist schwer. Aber ich weiß, ich weiß: polnisch ist noch schwerer.

Redliche Erinnerung an Vergangenes dient dazu, gute Zukunft zu gestalten. Die Fallstricke von gestern werden nicht zu Fallstricken von heute, wenn wir die Fallstricke rechtzeitig erkennen und ihnen miteinander entrinnen.

Setzen wir miteinander

auf das Deutschland, das so viele Wunden aufgerissen hat und nun heilend tätig werden will,

auf das Deutschland, das so nationalistisch war und nun europäisch vorangehen will,

auf ein Deutschland, das die Menschenrechte so grausig zertreten hat und nun unteilbaren, ungeteilten Menschenrechten weltweit Stimme geben will,

auf ein Deutschland, das auf Slawen so verächtlich heruntergesehen hatte.

Dieses Deutschland will mit Euch Polen gute Nachbarschaft, ja Freundschaft. Mit Euch und auch mit *allen anderen* östlich von uns liegenden Ländern.

Unsere Liebe zu unserem Land kann eine Gestalt annehmen, so dass andere Länder keine Angst mehr vor uns zu haben brauchen.

Anmut sparet nicht noch Mühe,
Leidenschaft nicht noch Verstand,
dass ein gutes Deutschland blühe
wie ein andres gutes Land.

Und nicht über und nicht unter
andern Völkern wolln wir sein,
von der See bis zu den Alpen,
von der Oder bis zum Rhein.